

DER VERLORENE VATER

Zusammengetragen aus den zwei zu Lebzeiten veröffentlichten Erzählungsbänden *Es kann nicht ganz gelogen sein* (1951) und *Der schielende Engel* (1963) sowie einzelnen, in Zeitschriften veröffentlichten Erzählungen, erschien 2001 im Picus Verlag der Band *Die Stimme* von Reinhard Federmann. Benannt ist er nach seiner längsten Erzählung, die ich hier kurz besprechen möchte:

Ein Soldat, der durch eine Halsverletzung, an der er später stirbt, seine Stimme verliert, ist der Anstoß für Dr. Morawec, der sich an ihn aus seiner Zeit als Arzt im Lazarett erinnert, zu erzählen. Er beginnt, ihre beiden Geschichten zu verbinden und seinen Lebensweg auf den des Stimmlosen teilweise zu übertragen. Durch diese Spekulation bekommt der Tote für Morawec erst eine Geschichte, die dieser selber nicht mehr erzählen konnte, denn auch sein Schreibvermögen versagt. Dies stellt der Arzt fest, als er den Sterbenden wegen der nahenden Front zurücklassen muss und dieser ihm noch ein paar Worte auf einen Zettel zu kritzeln versucht. Noch vor Beginn der eigentlichen Erzählung sagt Morawec wie programmatisch: „Wir sollten uns erinnern. Das ist ohnehin das einzige, was wir tun können“, weiß allerdings selbst nicht, ob er erzählt, „um sich zu erinnern oder um zu vergessen“. Wichtig aber ist, dass erzählt wird, denn dadurch wird verarbeitet, wird das Trauma des Krieges beschrieben, das sprachlos macht. Dem selben Band entnommen ist die folgende Geschichte.

BENEDIKT VIERTELHAUS

Herr Eduard Fischer war in Frau Klaras Wohnung hinaufgestiegen und übte mit ihrem zehnjährigen Sohn Klavier. Der Sohn hieß Klaus und war ein kleiner Dicker mit blauschwarzem, wolligem Haar und ewig schmutzigen Fingern. Meist waren sie voll Tinte, diese Würstelfinger, die mit großer Beharrlichkeit falsche Töne griffen. Herr Eduard Fischer sah mit konzentriertem Gesicht auf sie nieder, und die Grobheiten, die ihn würgten, blieben ungesagt.

»Die Schule der Geläufigkeit« hieß das Heft, das Herr Fischer energisch aufgeschlagen hatte, als er sich mit ein paar ermunternden Worten neben seinem Schüler auf den roten Plüschhocker gesetzt hatte. Derjenige jedoch, der in dieser Schule die Geläufigkeit lernen mußte, war nicht der dicke Klaus, sondern Herr Fischer selbst. Er kam jeden Abend, um mit Klaus zu üben, wobei er Eifer und Fürsorge heuchelte, denn nachher aßen sie zu dritt, und das war seinen Bestrebungen zuträglich. Das freundliche Zimmer war genau das, was er sich wünschte: die großen Fenster mit Samtvorhängen bedeckt, zwei, drei kleine Bilder in Goldrahmen an der in mildem Gelb tapezierten Wand. Besonders hübsch machte sich der dünne goldene Strich unter dem dicken braunen, der die Tapete von der weißgetünchten Decke schied. Der solide schwarze Bösendorfer Flügel, ein niedriger, gleichfalls schwarzpolierter Glasschrank mit Büchern, in dessen einem Fach jedoch mehrere gutaussehende Flaschen mit Schnäpsen und Likör standen und ein dazugehöriges Service aus Kristallglas. Über dem Tisch strahlte ein ursprünglich für Kerzen berechneter Luster gedämpftes Licht, das angenehm war wie die Wärme, die von dem Füllöfen ausging, und jedenfalls angenehmer als das scharfe Licht der Klavierlampe.

Er selbst hatte sich in seiner Wohnung diesen ihm so nötigen Komfort noch nicht wieder schaffen können, und wozu auch? Eines Tages würde er ja hierher übersiedeln, und schon jetzt betrachtete er Frau Klaras gemütliche Dreizimmerwohnung als sein eigentliches Heim.

Du Tier, du Bestie, du gefährlicher Volltrottel! sagte Herr Fischer im Geist. Hörst du nicht, wie sich der alte Carl Cerny im Grab umdreht? Carl Cerny war der Verfasser jener »Schule der Geläufigkeit«, und der Knabe spielte betäubend falsch.

»Fis«, sagte Herr Fischer in väterlichem Ton. »Es ist ein Kreuz vorgezeichnet, wie du siehst. Fang noch einmal an, und merk dir's gut: fis, immer fis.«

»Ja«, sagte der Knabe hoffnungsvoll.

Gern hätte Herr Fischer ein scharfkantiges Lineal in der Hand gehalten und es bei jedem Fehler dem Schüler auf die Finger sausen lassen, wie es sein Vater immer gemacht hatte, wenn er mit verkniffenem Gesicht die Klavierübungen der Söhne bewacht hatte. Oft ertappte Eduard sich jetzt bei irgendeinem Zug seines Wesens, der ihn dem Alten ähnlicher machte, dem Alten, dessen Pedanterie und despotischen Sinn er in seinen jungen Jahren nicht ertragen hatte. Herr Eduard Fischer wußte sich damals schon im Besitz eines weicheren Gemüts, das hatte er von seiner armen Mutter, die dem allzu geregelten Leben mit fünfundvierzig Jahren erlegen war. Achtzehnjährig auch wußte er schon, daß er dem Vater nicht den Willen tun würde, Historiker zu werden wie sein Bruder, der sich später bis zu seinem Kriegstod in einem staatlichen Archiv langweilte, sondern

daß er sich ein gesichertes und behagliches Leben erobern würde. Als dann der Alte draufkam, das war 1928, daß er nicht an der philosophischen Fakultät inskribiert hatte, sondern an der Hochschule für Welthandel, war der Bruch vollzogen. Eduard wurde ausgestoßen, mußte mangels eines Einkommens die Hochschule verlassen, wurde Vertreter für Galanteriewaren, was dem Alten, wie er belustigt hörte, ein Graus war, und verlegte seine Tätigkeit erfolgreich nach Rumänien. Kaum war er einundzwanzig und volljährig, beteiligte er sich trotz der Wirtschaftskrise mit dem Erlös des mütterlichen Erbteils an einer Lederhandlung. Die Sekretärin eines norddeutschen Geschäftsfreundes, die er zu jener Zeit kennenlernte, war praktisch genug, ihn zu heiraten und mit ihren Ersparnissen die Lederhandlung zu vergrößern. Dann war auch die Krise vorbei, und das Geschäft ging gut.

Herr Eduard Fischer hatte in seinem Gedächtnis eine tote Zone, darin war alles eingeschlossen, was ihn seither geplagt, geängstigt und geschädigt hatte: die Einberufung, die der selbstgebauten Existenz ein Ende setzte, die Kasernenzeit, gemildert durch ein kurzes und relativ bequemes Zahlmeisterleben; der Alte, den man nie los wurde, weil er durch die Scherereien, die er aller Welt machte, immer wieder Mittelpunkt aufgeschreckter Besorgnisse wurde: 1934 gemaßregelt, weil er sich drei Monate weigerte, der Vaterländischen Front beizutreten, 1939 wegen staatsfeindlicher Äußerungen vor versammelter Schülerschaft mit Gefängnis bedroht, dann gnadenhalber doch nur in Pension geschickt; Eduards Versetzung zur Truppe, der Tod seines Bruders, des Archivars, als Minensucher in Finnland, und der groteske Tod von Eduards Frau, die es 1940, als er nicht mehr da war, wieder in ihre Heimat gezogen hatte und die dort an einer Blutvergiftung, die sie sich bei Aufräumarbeiten nach einem Bombenangriff zugezogen hatte, starb. Die Gefangennahme, bei der es beinahe noch einen Toten in der Familie gegeben hätte, die Gefangenschaft, in der man nicht lebte, sondern gerade nur dem Sterben entging, die Rückkehr ins Nichts, das gebombte Geschäftslokal, der bei Kriegsende geflohene Kompagnon, der Herrn Fischers Geld irgendwo verjuxte, nachdem er mit Heereslieferungen noch dick verdient hatte, und 1948 mit dem unschuldigsten Gesicht und wegen verbrannter Geschäftsbücher nicht nachweisbarer Schuld wiederauftauchte: all das war aus dem Gedächtnis verbannt. Nur ein Mal war ihm aus der Wüste der Vergangenheit geblieben: sein Sohn.

Frau Klara, die weiße Küchenschürze noch vorgebunden, brachte auf einem Tablett den Tee und die weißen Brote, die sie äußerst geschmackvoll herzurichten verstand, mit Schinken, verschiedenerlei Wurst und Mayonnaise, hartgekochten und zerschnittenen Eiern, Sardinen und Käse. Herr Fischer verfluchte sich dafür, daß er den Buben die Etüde eben noch einmal hatte anfangen lassen, der Tee würde kalt werden, ihm wässerte der Mund nach den zierlichen Sandwiches, und der kleine Schurke klimperte, nun plötzlich aufmerksam, den Anfang der Etüde, die in ihrer ganzen Länge und in seinem Tempo volle zwölf Minuten beanspruchte.

»Er macht schöne Fortschritte, nicht wahr?« fragte Frau Klara nach einem gefühlvollen Blick über den Kopf des Kleinen hinweg. Er machte gar keine Fortschritte, er hatte vor zehn Tagen genauso geklimpert, um nichts schlechter, wenn hier von schlechter noch die Rede sein konnte. Er war eben unmusikalisch, dazu dumm und zerstreut, und es war unnütze Grausamkeit, ihn Klavier spielen zu lehren.

»Gewiß«, sagte Herr Fischer. »Er macht große Fortschritte. Wir haben noch etwa zwanzig Minuten zu spielen.«

»Nein!« rief Frau Klara. »Der Tee wird kalt. Hört jetzt auf, ihr habt euch genug geplagt.«

Der Kleine wartete das Ende ihrer Rede nicht ab, sondern rutschte vom Hocker, kaum hatte sie das vom kalten Tee gesagt. Herr Eduard Fischer stand auf und legte ihm erschauernd die Rechte aufs Wollhaar.

»Und jetzt geh und wasch dir noch die Hände vor dem Essen«, sagte er, so väterlich er konnte.

»Tu, was dir der Onkel sagt«, sekundierte Frau Klara mit angenommener Strenge. »Die Tasten sind staubig, weißt du.«

»Wolltest du mir etwas sagen?« fragte sie erwartungsvoll, als Klaus die Tür zugeknallt hatte.

Herr Fischer verstand nicht.

»Ich meine, weil du den Buben hinausgeschickt hast.«

Da ging Herr Fischer hin und küßte sie.

Er küßte sie nicht zum ersten Mal.

Als er 1947 von seinem Geschäft nicht die geringste Spur mehr vorgefunden hatte, schien ihm die Zukunft trotzdem leicht. In der ersten Begeisterung holte er seinen Sohn zu sich, hängte über sein Bett die vergrößerte Photographie seiner toten Frau, versöhnte sich mit dem Alten, fand das schäbige Mobiliar seiner zu drei Vierteln geplünderten Wohnung wunderbar, rauchte mit gesteigertem Genuß richtige Zigaretten, fand Lust an

jeder Mahlzeit und lachte alle Pessimisten aus. Nach ein paar Monaten war er selbst einer.

Um in seiner Branche ordentlich zu verdienen, hätte man erzeugen müssen, und es stellte sich heraus, daß man ordentlich verdienen mußte, um so leben zu können, wie man es auf moralischer Ebene verdient hatte. Statt dessen hatte Herr Fischer begonnen, was er vor sechzehn Jahren aufgegeben hatte: Er arbeitete wieder als Vertreter. Es war ein müheloses Gewerbe, denn was es an Waren gab, wurde einem fast unbesehen abgenommen: aber es war so mühelos wie mager. Man mußte sich umstellen, Gelegenheit auskundschaften, Gelegenheit, noch einmal anzufangen, für einen Mann, der schon ein bißchen müde war, ohne die Mittel, die er bei seiner ersten Gründung besessen hatte, und der nicht rechtzeitig dagewesen war, einen der vakanten Plätze zu belegen. Das war die Zeit, in der er den Alten wieder mied, weil ihm das abweisend verkniffene Gesicht von neuem unerträglich wurde. Der Sohn war ihm fremd, ein anmaßender Irgendwer, der mit der größten Kaltblütigkeit von seinem Geld aß, sich kleidete, wohnte und bei den mehr und mehr zufälligen Begegnungen ein mürrisches Gesicht zeigte. Herr Fischer fragte sich oft, wozu er die Fron des Berufs auf sich nehme, und an einem windigen Herbstabend warf er die Photographie seiner toten Frau ins Feuer. Wenn ein Mann allein ist, kann er davongehen. Aber wenn ihn schäbige Möbel, ein frecher Sohn und schmaler Verdienst zurückhalten, muß er bleiben.

Da war Frau Klara: die Steigerung einer Gelegenheit, eine Okkasion, wie man in der Handelssprache sagt. Kein Mädchen mehr, eine geschickte Unternehmerin, knapp über dreißig, halb lockend, halb abweisend. Das Geschäft, eine alte Wiener Spezialität, Erzeugung von Leder- und Galanteriewaren, intakt. Der Mann gefallen. Zuerst dachte man an bloße Zusammenarbeit. Was weiter geschah, lag, soweit es auf Herrn Fischer ankam, vielleicht daran, daß er wieder einen Wagen fuhr, an dessen Steuer es ihm immer seltener einfiel, daß es nicht sein eigener war.

Der Mann war gefallen, aber er war nicht ganz tot. Da war der Sohn, jenes tintenfingrige Ehehindernis, für den sie einen Vater wollte. Es war ihr nicht zu verdenken.

Und da war Erwin. Sobald Frau Klara herausgefunden hatte, daß Herr Fischer sich mit Erwin nicht besonders gut vertrug, war sie einverstanden, Herrn Fischer zu heiraten, unter der Bedingung, daß Erwin an einen nicht einmal schlimmen, sondern nur fernen Ort verbannt wurde. Nun ging der Handel darum, daß Herr Fischer eine Galgenfrist von zwei Jahren forderte, die zwei Jahre, die Erwin noch brauchte, um seine Gymnasialzeit zu beenden; studieren konnte er anderwärts, aber die zwei Jahre mußte sie ihn im gemeinsamen Haushalt dulden. Ein Provisorium, wie er oft beteuerte.

Es war ein Schwebezustand, während dessen Herrn Fischer noch nicht klar war, daß die Frau niemals nachgeben würde. Er hätte nicht sagen können, warum er in eine vollständige Trennung von Erwin nicht einwilligte. Er bekam ihn ohnehin kaum zu Gesicht. Wenn Frau Klara liebend bohrte, dann wußte er keine Antwort. Es war sein weiches Gemüt.

Herrn Fischer war in diesem Augenblick die genaue Gliederung dieser Problematik nicht gegenwärtig. Frau Klara drängte ihn von sich, murmelte wieder etwas von kaltem Tee und daß Klaus jeden Moment zurückkommen könne.

Herr Fischer räusperte sich. Dann trat er vor den Spiegel, der in gedrechseltem Rahmen an der Wand hing, und richtete sich die Krawatte.

»Der Arme wäscht und putzt sich«, sagte sie zärtlich, »als wäre er ein Kohlenträger.«

Ein Kohlenträger? Ein Tintenfisch ist er, dachte Herr Fischer. Er muß statt der Feder geradezu die Finger ins Tintenfaß tauchen. »Ihr vertragt euch immer besser«, bemerkte Frau Klara träumerisch. »Nicht wahr, ihr vertragt euch immer besser?«

»Ja, ich glaube. Alles ist eine Sache der Gewohnheit.«

»Du mußt aber zugeben, daß er sich sehr bemüht.«

»Natürlich, er bemüht sich sehr.«

»Nicht wahr, du könntest ihn gern haben?«

»Ich habe ihn gern«, sagte Herr Fischer mit Würde.

In diesem Augenblick kündigte der Knabe sein Kommen durch ein Stolpern im finsternen Vorzimmer an. Herr Fischer hatte plötzlich kein Verlangen mehr nach dem dampfenden Tee und den lockend ausgebreiteten Broten.

REINHARD FEDERMANN

Aus:

Reinhard Federmann: Die Stimme. Erzählungen. Wien: Picus, 2001. Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages.